



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen : 5. Wie Lachen schön macht,
etwas zum Begriff der Schönheit.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

vielfache Bestechlichkeit derselben; bei dem Umstande, daß sie vielfach selbst durch Zahlung von Geldsummen an ihren Platz gekommen waren oder als Adelige darin eine standesgemäße Versorgung erblickten, machte man weder von oben noch von unten Ansprüche auf Pflichttreue oder Arbeit.

Allerdings wurde sehr viel regiert, die Bevormundung der unteren Stände, der Bürger und Bauern, erstreckte sich gelegentlich auch auf ihr Frühstück, sofern sie ein solches zu sich nehmen konnten. So gewöhnten sie sich natürlich auch daran, in allem einen besondern Befehl zu erwarten und von der Einsicht und dem guten Willen der Obrigkeit abzuhängen. So entstand die rührende Unbehilflichkeit, mit welcher lange Zeit der deutsche Unterthan jeder ungewöhnten Lage des Lebens gegenüberstand, wie sie den deutschen Einwanderer im Hafen von Newyork zum Gespött der praktischen Amerikaner und Engländer machte.

Die zahllose Menge kleiner und kleinster Hofhaltungen trug ferner dazu bei, den Unterschied zwischen den oberen bevorrechteten Ständen und den unteren erwerbenden und steuerzahlenden Schichten recht sichtbar zu machen. Bei dem Mangel reichlicher Erwerbsquellen, bei der Unterbindung von Handel und Gewerbe durch die vielen Zollschranken, den schwerfälligen Verkehr und die Belästigungen einer kurzsichtigen Regiererei fehlte dem Bürgertume das Gefühl eines ausgiebigen Vorwärtstommens aus eigener Kraft. Es fand sich auf die Gunst der Vornehmen angewiesen, deren Luxus ihm als die Quelle seines Verdienstes erschien, und so strebte es nach kleinlichen Gunstbezeugungen und Auszeichnungen und war stolz darauf, auch nur dem Namen nach in Verbindung mit dem Hofhalt zu stehen.

(Schluß folgt.)



Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

5. Wie Lachen schön macht, etwas zum Begriff der Schönheit.



ie Lachen schön machen kann, für den Augenblick selbst ein häßliches Gesicht, das weiß ja jeder, aber dieser Tage erfuhr ichs in so merkwürdiger Weise, daß ich mirs doch aufheben muß.

Sprachlich wäre erst wohl noch zu bemerken, daß uns „lachen“ jetzt in erster Linie den Schall des lauten Lachens vorführt, ein Übelstand, der den Begriff störend verengt. Die alte Zeit sprach auch von lachendem munde, was wir jetzt „lächeln“ nennen (es hieß in mittelhochdeutscher Zeit auch

smielen, wie noch englisch smile), aber auch von lachenden Augen, ja von lachendem muote (Gemüt, Stimmung), d. h. der in den lachenden Mienen sichtbar wird. In der Umgangssprache sagt man noch „er lachte im ganzen Gesichte,“ wozu der lachende Schall gar nicht gehört. Dieses Lachen ist vielmehr wesentlich ein Lachen der Augen, in denen ein eigentümliches Glänzen von innen her aufleuchtet, doch so, daß die ganzen Mienen, vor allem der Mund und seine Umgebung mit ihren eigentümlichen Mitteln dazu helfen, dem Glanze seinen verschiedenen Ausdruck bestimmter zu geben; aber die Hauptsache thun die Augen, wie überhaupt im ganzen wechselvollen Leben der Gesichtszüge. Ist doch das „Gesicht“ selber nach dem Sehen, also die ganze Fläche nach den Augen benannt. Von diesem Lachen ist denn hier die Rede.

Doch zur Sache zu kommen, es war gegen Abend, im Dämmerlicht der Straßen- und Ladenbeleuchtung, daß ich durch die belebteste Straße strich auf dem Trottoir. Da im halben Dunkel, halben Licht, wie ich so, Anderes denkend, das Auge einmal nach vorn schweifen ließ, leuchtete mir aus einer Gruppe dreier kommenden Frauengestalten ein Antlitz entgegen, das den Sinn (es ging wie ein Blitz) weckte und an sich zog mit dem Leuchten der Schönheit, jugendlicher Schönheit, so unausweichlich wie im Felde draußen eine im Dämmer auftauchende Laterne plötzlich den Sinn faßt und an sich zieht — und als die Gruppe näher kam, wars eine Alte, eine Sechzigjährige: aber sie lachte, mit jenem Lachen, das eine große frohe gute Empfindung aus der Tiefe heraufholt, eine große Freude und selbstlose Liebe zusammen. Wie gern hätte man gleich aus dem Gespräch der Frauen zur Ergänzung erfahren, was es war, wovon sie sprachen, das diese Wirkung thun konnte, die sich gleich auch nach außen übertrug, denn in mir lachte es gleich mit, gemischt mit staunendem Aufmerken. Sie lachte oder lächelte noch so, als sie mir in volles Licht kam. Sie war nicht schön, wenn auch vielleicht einmal gewesen — aber ihr Lachen, der Seelenglanz ließ auf ihren Zügen jenen fesselnden Schönheitsglanz aufleuchten, malerisch ausgestaltet durch die Mischung von Abenddämmer und Lichterglanz, die die Luft füllte und das Bild zugleich einrahmte und ihm seine letzte Note gab.

Das ist denn wohl ein brauchbarer Beitrag zu der Frage, was eigentlich das Schöne ist, zunächst als Beleg dafür, wie wenig es für sich an sinnliche Schönheit gebunden ist, so wenig, daß man diese, die wir sonst suchen als Vertreterin des sichtbaren Schönen, zu fordern ganz vergessen kann, doch nur darum, weil da eine höhere oder tiefere Schönheit an ihre Stelle tritt, die uns jene andere zugleich ersetzt und an Wirkung überbietet. Es reizt mich aber unwillkürlich, den erlebten seltenen Fall noch besser auszunutzen. Also noch Folgendes versuchs- und andeutungsweise.

Frauenschönheit, wie man sie sich gewöhnlich vorstellt, mit Jugend gepaart, nennt man, wenn sie uns einmal nicht in der Kunst bloß, sondern im Leben ver-

wirklich entgegentritt, in ihrer höchsten Ausprägung auch eine blendende Schönheit. Also auch Glanz als ihr Wesen aufgefaßt, es muß aber dabei an die Sonne gedacht sein, vor deren Glanz man erschreckt die Augen schließt. Nicht so oder gerade entgegengesetzt jene andere Schönheit, wie ich sie da sah. Sie glänzt auch, aber mit einem stillen Glanz, der nicht von außen, von der Oberfläche, sondern aus der Tiefe kommt, der darum auch wohl zu übersehen ist, wenn ihm nicht von anderer Seite Tiefe entgegenkommt, zu der man ja nicht immer aufgelegt ist, während blendende Schönheit gar nicht zu übersehen ist und beim Andern von Stimmung oder wechselnder Empfänglichkeit so gut wie gar nicht abhängt, daher aber auch gar kein Aufstun der eignen Tiefe braucht. Wenn diese dem Sprachgebrauch nach an die Sonne erinnert, die unmittelbar auf die Sinne wirkt, so ist jene mehr wie Mondenglanz, der auf das Gemüt wirkt und in uns auch nur dann jene wunderbare Wirkung thut, welche die Dichter so gern aussprechen, wenn wir gerade in der Lage oder Stimmung sind, das Gemütsleben spielen zu lassen, also uns selber tiefer aufzuschließen. Der Sonnenglanz, der wirkliche wie der der Schönheit, wirkt überwältigend, eigentlich zwingend und fragt uns gar nicht erst, ob wir auch zu Hause sind, der Mondenglanz wirkt nur lockend („ladend“ nennt ihn Goethe einmal) und stellt gleichsam erst die Frage an uns, ob wir auch in uns zu Hause sind und nicht durch Außendinge zerstreut, kann aber eben darum auch tiefer wirken, weil er unsre eigne Tiefe zum Mitthun aufruft.

Da ist es denn aber bemerkenswert, daß solch stiller Glanz doch auch jugendlicher oder Frauenschönheit überhaupt zugesprochen wird, eben auch als Ausdruck ihres Wesens. So bei Goethe im Divan (Buch Suleika, Nachklang):

Laß mich nicht so der Nacht, dem Schmerze,
Du allerliebste, du mein Mondgesicht,
O du mein Phosphor, meine Kerze,
Du meine Sonne, du mein Licht!

Da steht freilich neben dem Monde auch die Sonne, es ist eine Häufung der Bilder, die für die Vorstellung eigentlich störend ist, weil ein Bild das andere gleichsam auswischt, die aber gut orientalisches dem Zwecke dient, daß die aufquellende Empfindung sich mit Bildern recht genug thut oder eigentlich sich nicht genug thun zu können scheint. Aber Mond und Phosphor passen wohl zusammen und Goethe braucht den letztern auch sonst so, in einem Gedichte „Grundbedingung“ in der Abtheilung „Epigrammatisch,“ einer Weisung an die Dichter:

Oh du von der Liebe sprichst,
Laß sie erst im Herzen leben,
Eines holden Angesichts
Phosphorglanz dir Feuer geben.

Phosphorglanz könnte ich auch den Schönheitsglanz nennen, den ich dort auf dem Antlitz der Alten aufleuchten sah, hier aber braucht ihn der Dichter

von holder Frauenschönheit überhaupt, um ihrem Wesen einen Ausdruck zu geben, Goethe, dieser Kenner von Schönheit. Das ist denn an Wert, ich möchte sagen, einer wissenschaftlichen Beobachtung gleich, welche den Eindruck der Erfahrung treu aufnimmt und wiedergibt. Dazu stimmt nun weiter trefflich ein Dichtervort aus dem fünfzehnten Jahrhundert, in einem lehrhaften Gedichte, leider ohne Dichternamen, das sich Frauenspiegel nennt und die Frauen unterrichtet, wie sie sich „gegen irem eelichen gemahel“ verhalten sollen, um seine ganze Liebe und ihre rechte Stellung im Hause zu erwerben. Da heißt es gegen das Ende:*)

Damit weib werden maister,
Sie gleichen als die gaister,

d. h. damit gewinnen sie ihre rechte Herrschaft im Hausleben und — werden schön, sie glänzen dann wie mit Geisterglanz. Das ist denn im Grunde dieselbe Vorstellung oder Auffassung der Schönheit, wie mit dem Phosphor und dem Monde im neunzehnten und hier schon im fünfzehnten Jahrhundert; alle drei, auch die Geistererscheinung (die man sich blau oder bläulich dachte), gehören auch mit ihrem stilleren, tieferen Glanze der Nacht an, wie Goethe vorhin im Divan auch von Nacht spricht, d. h. das Leben ohne Liebe überhaupt als Nacht gedacht, wie oft bei ihm. Geister sehen wir ja jetzt nicht mehr, aber wie eigentümlich fesselnd Phosphorglanz wirken kann, erfährt man z. B. an dem Leuchten der Johanniskwürmchen im Dunkel des Waldes oder an dem Meeresleuchten in Nacht und Dämmer, wie ichs z. B. im Kieler Hafen gesehen habe. Man empfindet und bezeichnet dies Leuchten noch als geisterhaft und meint doch wohl damit, daß es wie aus einer andern Welt herein scheine, für die wir doch ein Entsprechendes auch in uns haben als dämmernde Ahnung im Gemüt, selbst wenn der Kopf nicht mehr daran glaubt. Nun und mit solchem Leuchten wird also der Glanz der Frauenschönheit verglichen in neuer und alter Zeit, um ihn als Seelenglanz zu bezeichnen.

Was aber dabei die Hauptsache ist für den gesuchten Begriff, diese Schönheit ist ein Gut, das erworben werden kann, für das man nicht auf die gute Stunde der Mutter Natur zu warten braucht, die wohl den guten Willen zu haben scheint, immer Schönes herzustellen, aber gerade bei Darstellung des Menschen, besonders des Menschenangesichts, dieses Hauptstückes ihres Schaffens, mit wer weiß welchen störenden Einflüssen in Kampf kommt, die ihren guten Willen kreuzen. Da kann denn aber der Mensch aus sich selber ergänzend, nachhelfend, nachschaffend eintreten, das ist auch vorgesehen im Grundriß des Ganzen und ist darin für uns Menschen sogar der Hauptpunkt (nicht für das

*) Dichtungen des sechzehnten Jahrhunderts, nach den Originaldrucken herausgegeben von Emil Weller (Tübingen, 1874), S. 92; das Gedicht liegt zwar nur in Drucken des sechzehnten Jahrhunderts vor, ist aber sicher noch aus dem fünfzehnten.

Schöne bloß), und wo für diese selbsterworbene Schönheit die Quelle fließt, das zeigt jener Frauenspiegel des fünfzehnten Jahrhunderts und auch der Fall, von dem ausgegangen wurde: thätige Güte, die in der Seele herrscht, wird von selbst zu einer fest in sich ruhenden Heiterkeit und tritt als Schönheit in den Gesichtszügen zu Tage, auch wenn diese von Natur nicht schön sind.

Indem ich aber dabei wieder an die sogenannte blendende Schönheit denke, Naturschönheit im Unterschiede von der Seelen- oder Geistes Schönheit, fällt mir unvermeidlich noch eine andere Schönheit ein, weil sie zu jener den denkbar größten Gegensatz bildet, Geistes Schönheit im schärfsten Sinne, ich meine die, welche sich in den Gesichtszügen von eben verstorbenen zeigt, gleich nachdem der graue Todeskampf überstanden ist, der eben auch in den Gesichtszügen, diesem Spiegel alles innersten Lebens, sich abspielt in einer Form, die zum Schönen in einem Gegensatz steht, daß er so grell und graus von keiner Phantasie zu erfinden ist. Bei dieser Schönheit ist von Glanz keine Rede mehr, sind doch die Augen, die Quelle des Glanzes, erloschen und gebrochen, wie die Sprache es treffend benennt, durch die Gewalt des Todes und geschlossen durch die Liebe der Angehörigen. Alles ist nun kalte, tote, bloße Form, und doch mit einem Hauch darüber, der den Eindruck von Schönheit macht, aber einer fremdartigen, hehren, gleichsam aus hoher Ferne wirkenden Schönheit, vor der man mit scheuer Ehrfurcht steht, ferngehalten und gefesselt zugleich. Denn ihr Ausdruck ist vor allem tiefe, tiefste Ruhe, die denn auch die dabei stehenden wunderbar anhaucht und der eben tief verwundeten Seele, auch wenn man sein Liebstes so nun vor sich sieht, den ersten Balsam reicht, daß man selbst nach den Stürmen des Schmerzes in sich tief ruhig wird. Denn man thut da einen Blick wie in eine ferne Welt von tiefster Befriedigung, genauer befriedigter, voller Bedürfnislosigkeit, die sich uns da an einer Stelle einmal aufthut. Aber eben diese befriedigte Ruhe, die von dieser Welt nichts mehr braucht, erscheint zugleich als Schönheit, ihr geheimster Kern aber als Güte, als ganz selbstlos gewordene, ursprüngliche Güte, die doch eben damit ganz zu sich selbst zurückgekehrt ist und von diesem ihrem tiefsten Selbst in den Gesichtszügen einen Abdruck wie als Testament zurückläßt gleich nach den Verzerrungen des Todeskampfes. Es mischt sich aber darin die ursprüngliche Güte der entwichenen Seele mit der selbst dazu erworbenen Güte, wofür ein Beweis zu Gebote stünde, wenn es nicht jetzt zu weit führte, es versteht sich aber auch so von selbst. Es ist übrigens Güte in ihrer höchsten oder tiefsten Ausprägung, noch besser mit Adel bezeichnet, tiefinnerster Seelenadel, der da sichtbar zu Tage tritt. Also Schönheit mit keinem Glanze mehr und doch mit etwas, das man leuchten nennen kann, mit einem Lichte, das über diese Weltform hinaus weist. Begreifen oder glauben kann das freilich nur wer es selbst gesehen und erlebt hat, es weist aber am deutlichsten auf die Stelle hin, wo die letzte Quelle des Schönen fließt, das uns Menschen zur Verfügung gestellt ist.

Und wenn die bloße Naturschönheit ohne allen Seclenglanz zu einer solchen wird, die man tote Schönheit nennt bei vollem Leben, so liegt hier eine wirklich tote Schönheit vor, die doch zugleich vom Leben tiefstes Zeugnis giebt, von dem Leben, das unabhängig ist von den zufälligen Bedingungen der Körperwelt und in sich selbst ruht vor und über dem Körperwesen wie im Ewigen; erscheint doch dabei selbst der Unterschied von männlich und weiblich im Gesichtsausdruck wie aufgehoben oder überhöht. Davon mehr und deutlicher wohl ein andermal.



Theodor Fontanes Roman Cecile.



eit abseits von den Großstadtschilderungen, wie sie Spielhagen im höheren und Max Kreyer im niederen Stil versuchen, geht ein Schriftsteller, ein wahrhaft poetisches Talent und durch Lebensverhältnisse, Neigung und unablässiges Studium einer der genauesten Kenner Berlins, seinen ziemlich einsamen Pfad. Auch ihn erfüllt der Gedanke, die deutsche Reichshauptstadt zum Unter- und Hintergrunde von poetischen Darstellungen zu benutzen, und ohne den französischen Naturalisten näher verwandt zu sein, empfindet er den geheimen Reiz, sich auf einem Boden zu bewegen, welcher ihm, wie der Mehrzahl seiner Leser, völlig vertraut ist. Und obschon sich ein Dichter wie Theodor Fontane nicht darüber täuschen kann, daß alles, was an Wirkungen der Lokalschilderung, der gesellschaftlichen Atmosphäre gewonnen wird, verhältnismäßig wenig bedeuten will gegenüber der Stärke der Motive und der unmittelbaren Darstellung der in allen Wandlungen und Spielarten sich gleich bleibenden Menschennatur, so verschmäht er doch den kleinen Gewinn nicht, welcher namentlich dem Romandichtern aus der Eigentümlichkeit seiner Szenerie, aus der Wiedergabe von Gewohnheit, Sitte, Vorurteil, Lebensform und Gesprächston bestimmter Kreise erwächst. Fontane hat die Fähigkeit der Beobachtung zu einer gewissen Virtuosität gesteigert und versagt sich demzufolge nicht, einige Blicke über seinen jeweiligen Stoff hinauszuthun. Daß dies immer in feiner und geschmackvoller Weise geschieht, bedarf keiner Versicherung. Daß bei noch knapperer Einschränkung auf die Erfindung der eigentlich poetische Gehalt gesteigert werden könnte, bedarf auch keiner. Aber die kulturgeschichtliche Seite der Dinge hat es eben auch den Dichtern angethan, und in einer Zeit wie der unsrigen liegt die Gefahr, in der Feinheit der Einzelausführung und Färbung einen Schritt